

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 42 (1966-1967)
Heft: 5

Artikel: Die Zuflucht des Richard Marschall
Autor: Kyburger, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079617>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Zuflucht des Richard Marschall

Erzählung von Walter Kyburger



en Kopf in die linke Hand gestützt, saß Richard Marschall am Schreibtisch und blickte in Gedanken versunken durch das Fenster seines Arbeitszimmers über die Dächer der Fabrikhallen hinweg in die neblige Landschaft hinaus, als die Türe leise geöffnet wurde und der Kopf seiner Sekretärin erschien. «Haben Sie noch etwas für mich, Herr Direktor?» Er verneinte, wünschte einen angenehmen Sonntag und sagte ihr auf Wiedersehn. Sie dankte freundlich lächelnd, grüßte und verschwand.

Richard Marschall hatte wieder einmal, wie schon oft, am Samstagvormittag dringende Arbeiten erledigt, und seine Sekretärin war ihm dabei behilflich gewesen. Jetzt aber wollte er die Arbeit ruhen lassen bis zum Montag, wollte selber ausspannen und neue Kräfte sammeln. Seit er in den düsteren Tag hinausgeschaut hatte, auf die wenigen Flecken Schnees an den schattigen Hängen und die kahlen Wälder, stand sein Entschluß fest. Er wollte hinauf in seine Hütte, hinauf in die Stille des abgelegenen Bergtales, wo der Schnee noch knietief lag und vielleicht gar die Sonne schien.

Er griff zum Telefon, wählte die Nummer und teilte seiner Frau kurz mit, daß er ins Bündnerland fahren werde. Gewohnheitsmäßig fragte er, die ablehnende Antwort im voraus kennend, ob sie mitkommen wolle. Er sprach sein Bedauern aus und verabschiedete sich, legte den Hörer in die Gabel zurück, schlüpfte in den Mantel und ging.

Ohne Eile stieg er die Treppen hinunter — sein Büro lag im obersten Stock des Verwaltungsgebäudes —, schloß die Haustüre hinter sich ab und wandte sich zur Garage neben dem Portierhäuschen. Der alte Fröhlich, seit dreißig Jahren schon Hüter des Einganges, eilte dienstfertig heraus, öffnete die Garagetür und schloß dann das schwere Gittertor der Umzäunung auf. Beim Hinausfahren grüßte Marschall den salutierenden Fröhlich mit einer Handbewegung und nickte ihm freundlich zu; in einer halben Stunde würde auch für den Portier der Feierabend beginnen.

Nach wenigen Minuten erreichte er die letzten Häuser des Städtchens und bog in die Landstraße ein. Der geringe Verkehr erlaubte ihm, rasch voranzukommen, und überdies kannte er jede Biegung und jede Kreuzung, die besondere Vorsicht erheischten. Nach knappen anderthalb Stunden erreichte er Chur. Sein Weg führte ihn noch eine halbe Stunde weiter rheinaufwärts, dann bog er in ein Seitental nach Süden ab. Die Straße war hier schneebedeckt, stellenweise vereist und schmal gepfadet. Sie erheischte seine ganze Aufmerksamkeit. So entging ihm, daß der Nebel sich lichtete, bis plötzlich die Sonne eine weiße, strahlende Landschaft vor ihn hinzuberte. Befreit atmete er auf.

Nach wenigen Biegungen erreichte er das kleine romanische Dorf mit seinen in wirrem Durcheinander eng zusammengedrängten weißgetünchten Wohnhäusern und braunen, verwitterten Ställen, zwischen denen sich verwinkelte Gäßchen durchschlängelten, voller Romantik für fremde Besucher. Richard Marschall aber war vertraut mit den Gäßchen und Häusern, und jedermann kannte ihn. Mit einigen wenigen der Einwohner verband ihn sogar ein freundschaftliches Verhältnis.

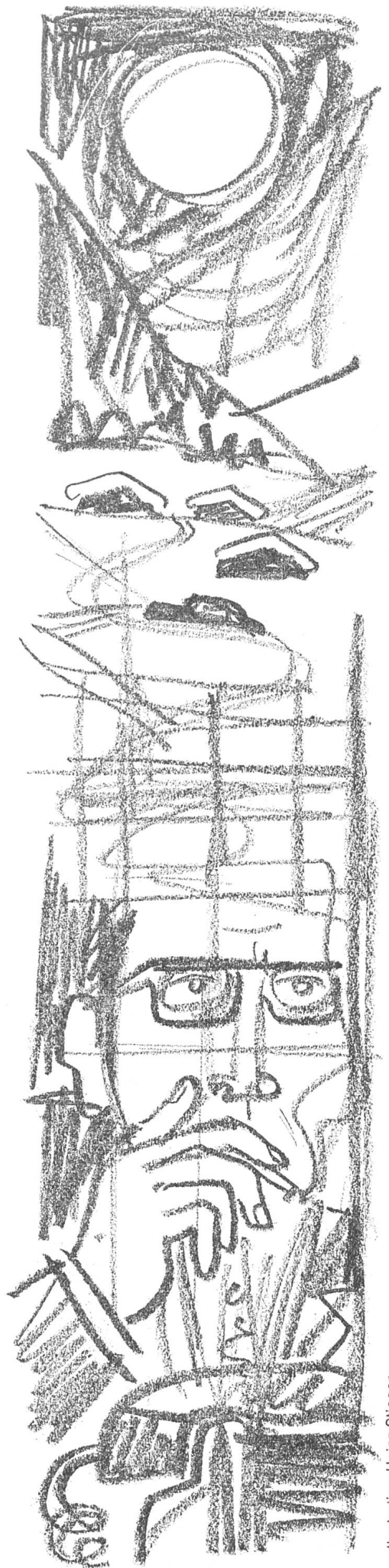


Illustration Heinz Stieger

Was meinen Sie dazu?

In dieser Rubrik veröffentlichen wir Beiträge, die häufig nicht der Meinung der Redaktion entsprechen. Wir bitten um Antworten der Leser, diesmal bis 13. Februar 1967. Die Zuschriften sollen kurz und trüf sein, jedenfalls 160 Worte nicht übersteigen. Jene, die uns am interessantesten dünken, werden honoriert. Wir publizieren die Beiträge mit Initialen. Red.

Wie einen Polizisten anreden?

Vielleicht geht es Ihnen auch so: Bei Polizisten habe ich immer Mühe mit der Anrede.

Muß ich einen nach dem Weg fragen, so geht es noch. Man sagt «Entschuldigd Si!» wie bei anderen Menschen. Bei einem Hüter der Ordnung kann man auch als Frau sogar ein «Grüezi» voranstellen, ohne daß er sich fragt, wer ihn da plötzlich begrüße, oder auf falsche Gedanken kommt. Er ist ja unter anderem dazu da, Unbekannten zu antworten.

Dennoch würde ich schon in solcher Lage den Polizisten gerne gemäß der Funktion anreden, die er durch seine Uniform kundtut — erst recht, wenn ich ihn gar frage, ob ich da und da so parkieren dürfe. Im heutigen Verkehr ist man zudem manchmal gezwungen, einen Polizeimann vom Auto aus anzurufen: da scheint mir ein bloßes «Entschuldigd Si» geradezu unhöflich.

Einem Mann im Talar sage ich «Herr Pfarrer», einem Trämli «Kondukteur», im Restaurant «Garçon», «Herr Ober» oder «Chef». Wenn mir Soldaten eine ausgeliehene Leiter nicht zurückbringen, gehe ich zum «Herr Feldweibel» oder «Herr Wachmeister» oder auch zu einem der «Herren Füsiliere» selber — das «Herr» reserviere ich als Zivilistin nicht für die Offiziere.

Die Zuflucht

Er stellte den Wagen wie gewohnt auf dem Dorfplatz hinter den großen Brunnen neben eine Scheune, denn vom Dorf aus führte zu seinem Haus — zur Hütte, wie er meist und etwas scherzhaft zu sagen pflegte — nur ein schmaler Weg, der nicht gepfadet wurde. Von niemandem bemerkt, ließ er das Dorf hinter sich und stieg schnell bergan. Nach kurzer Zeit zwang ihn sein pochendes Herz zum Ausruhen; er schöpfte tief Atem und blickte zurück über das Dorf, hinüber zur anderen Talseite und weiter talaufwärts gegen Südosten, wo der Kranz der Berge sich schloß. Kein Laut durchbrach die Stille, und beim Betrachten der in den tiefblauen Himmel ragenden weißen Gipfel fühlte er sich froh und frei. Langsamer stieg er weiter, hin und wieder Atem schöpfend, sich umblickend, das Bild der verschneiten Berge, an deren Flanken schwarze Wälder wie Flammenzungen weit hinaufstrebten, immer wieder auf sich einwirken lassend. So oft schon hatte er hier hinausgeschaut, zu allen Jahreszeiten, er kannte die Namen aller Gipfel ringsherum, und dennoch wurde ihm das Betrachten dieser Landschaft jedesmal wieder zum Erlebnis.

Nach einer guten Viertelstunde erreichte er sein Haus, einen Blockbau, auf gemauertem Sockel aus Rundholz gefügt und mit Steinplatten gedeckt. Er schob mit den Füßen den Schnee vor der Haustüre weg, schloß auf und trat in das Halbdunkel. Seine Augen, an das helle Tageslicht gewöhnt, konnten nichts erkennen, und er mußte sich zu den Fenstern tasten, deren Läden er eiligst öffnete, um die Strahlen der Sonne, die nicht mehr weit über dem Horizont stand, einzulassen. Sie gaben der Stube mit dem rötlichen Arventäfer trotz der Kälte ein freundliches Aussehen. Er wechselte seine städtischen Kleider gegen solche aus grobem Wollstoff, holte im Schopf hinterm Haus einige armvoll Scheiter und entfachte im Kachelofen und, um den Raum rascher zu erwärmen, auch im offenen Kamin Feuer.

Noch mit dem Feuern beschäftigt, verspürte er Hunger und erinnerte sich nun, daß er kein Brot mitgebracht hatte. In der Küche und auch im Keller lag wohl ein kleiner Vorrat an haltbaren Lebensmitteln, doch wollte er nicht bis zum morgigen Tag auf Brot verzichten. Es blieb nichts anderes übrig, als nochmals ins Dorf hinunter zu gehen und zu versuchen, bei der einzigen Familie, die ihr Brot noch selber buk, einen Laib zu erstehen. Er war bald unten, klopfte an und als guter Bekannter trat er, ohne auf das «Herein» zu warten, in den Flur. Die ganze Familie saß beim Vesper in der Küche, deren Tür offenstand. Alle boten ihm freundlich ihren Willkommensgruß und rückten sofort zusammen, um ihm Platz zu machen. Er aber wehrte dankend ab, erbat sich einen Laib Brot, verabschiedete sich und stieg wieder bergan.

Unterwegs setzte ein kalter Nordwind ein, der ihn seine Schritte beschleunigen ließ. Als er gegen das Haus zuschritt, stieg aus dem Wald, der auf der Nordwestseite bis auf wenige Schritte an das Haus heranreichte, plötzlich eine wirbelnde Wolke feinen Schneestaubes in die Strahlen der abendlichen Sonne empor und hüllte das Haus in einen mit tausend und abertausend blitzenden Diamanten übersäten Vorhang.

Richard Marschall stand still und blickte gebannt auf diese märchen-

hafte Erscheinung. Wie er so traumverloren dastand, vermeinte er die leise Berührung einer Hand zu spüren und erinnerte sich plötzlich einer solchen glitzernden Schneewolke, auf die ihn sein Vater einst auf einem Spaziergang mit stummer Gebärde aufmerksam gemacht hatte. Beide, Vater und Knabe, waren damals staunend stehen geblieben und nachher wortlos weiter gewandert, jeder erfüllt vom Zauber des Geschauten.

Der kalte Schneestaub, den ihm der Wind nach wenigen Augenblicken ins Gesicht trieb, riß ihn aus seinen Träumen, und er eilte ins Haus, in welchem nun behagliche Wärme zum Verweilen einlud.

In der Küche bereitete er sich ein einfaches Mahl, und während er aß, erschien ihm wieder das Bild seines Vaters, dieses schlanken, hochgewachsenen Mannes mit den früh ergrauten Haaren, der ihm, dem einzigen Kind, vertrautester Freund und verständnisvoller Helfer gewesen war, bis ein Unfall ihn der Familie jäh entriß. Richard war damals achtzehn Jahre alt, kaufmännischer Lehrling in der gleichen Fabrik, in der sein Vater fast zwei Jahrzehnte, zuletzt als Vorarbeiter, gewirkt hatte. Der Verlust hatte ihn hart getroffen, und viele Monate lang war er, verbittert über sein Schicksal, freudlos seiner Arbeit nachgegangen und hatte sich vor den Menschen, so oft er konnte, in die Wälder geflüchtet, die er früher mit seinem Vater durchstreift hatte. Erst als er eines Tages gewahr wurde, wie tapfer seine Mutter sich wehrte, um die Not zu meistern, die des Vaters früher Tod gebracht hatte, raffte er sich auf und stürzte sich verbissen in die Arbeit.

Wie er nun in der warmen, dämmerigen Stube saß und ins flackernde Feuer blickte, mechanisch von Zeit zu Zeit ein Holzschett nachlegte oder zurechtschob, fuhr er in seinen Erinnerungen fort; mit den Lippen tonlos die Worte formend, erzählte er in Gedanken, als säße jetzt der Vater neben ihm und blickte mit ihm in die zuckenden Flammen:

«Drei Jahre noch verblieb ich bei meinem Lehrmeister, dann wechselte ich in die Fabrik, der ich bis heute Treue hielt und in Zukunft halten werde. Als kleiner Angestellter begann ich meine Tätigkeit, in der Freizeit zielbewußt mich weiterbildend. Menschenscheu war ich noch immer, darum besuchte ich keine Kurse, sondern erarbeitete alles aus Büchern. Im Geschäft schwollen die Aufträge an, damit auch die Arbeit, und Jahr für Jahr übertrug man mir größere Verantwortung, schickte man mich hin und wieder ins Ausland. Mit den Mitarbeitern kam ich gut aus, aber Freunde hatte ich keine. Ich blieb einsam, bis ich die Tochter eines viel älteren Kollegen kennenlernte.

Wir fanden Gefallen aneinander und heirateten nach kurzer Zeit. In der jungen Ehe ging alles gut. Meine Frau liebte Geselligkeit, und ich fügte mich ihren Wünschen, verlor allmählich meine Scheu und lernte, gewandt und sicher aufzutreten. Nach zwei Jahren schenkte sie einem Buben das Leben, und nach weiteren anderthalb Jahren erhielt er ein Schwesterchen. Die Kinder zwangen zu Zurückgezogenheit und wir erlebten einige Jahre gemeinsam ihr Heranwachsen.

Dann kam ein erster Erfolg im Beruf. Ich wurde Prokurist, wurde herausgehoben aus der großen Masse der Angestellten und in der neuen Ge-

Was meinen Sie dazu?

In Deutschland sagt man auch einem Polizisten «Herr Wachtmeister», in Frankreich heißt es «sergeant» oder «lieutenant», im Notfall «Monsieur». Bei uns ist es unmöglich, in den verschiedenen Kantonen die Grade zu kennen, und zudem: wenn man einen Polizisten damit anredete, würde er sich wahrscheinlich umschauen, ob Militär in der Nähe ist. «Herr Polizist!» aber tönt, als ob man sich über ihn lustig machen wollte. Wer kann mir eine Lösung nennen?

Erst recht möchte ich eine Anrede gebrauchen können, wenn ich wegen eines Fehlers angehalten werde. Fragt man: «Wie isch Ire wärte Name?», so sagt ihn der Polizist nicht oder widerwillig: er meint, man beabsichtige, sich über ihn zu beschweren. Da gibt es allerdings eine einfache Lösung. Ich habe es erlebt, daß sich einer von sich aus vorstellte: «Grüezi! Korporal Meier. Ich mues Si druf ufmerksam mache...» Das sollte allgemein vorgeschrieben und praktiziert werden! Es würde auch den Verkehr mit der Polizei unendlich angenehmer machen und die Angesprochenen ihrerseits zur Höflichkeit zwingen. Was meinen Sie dazu?

M. C. in M.

Das meinen
Sie dazu

Pensionsansprüche und Stellenwechsel

In der November-Nummer des Schweizer Spiegel stellte W. Sch. in B. fest, daß unsere begrüßenswerte Institution der betrieblichen Pensionskassen einen Stellenwechsel von einem gewissen Alter an gewaltig erschwere, weil dem Arbeitnehmer ein großer Teil seiner Altersvorsorge verloren gehe. Dies sei eine auch volkswirtschaftlich unerwünschte Einschränkung der Freiheit des Arbeitsplatzes. Es sollte daher eine Freizügigkeitspolice allgemein eingeführt werden. In der weite-

Das meinen sie dazu

ren Diskussion wurde vor einer Gleichschaltung durch eine Neuordnung und vor der Benachteiligung langjähriger Mitarbeiter gewarnt, ferner der Abschluß von Freizügigkeitsverträgen durch Arbeitgeber derselben Branche angeregt. Es folgen noch zwei Antworten. Red.

Pensionskassen ohne Freizügigkeit — für viele wenig wert

Ich habe 13 Jahre bei der gleichen Firma zur vollen Zufriedenheit aller gearbeitet. Es war dies in den Krisenjahren nach dem Ersten Weltkrieg. Damals brauchte es wirklich keine besondere Treueprämie, um den Angestellten an die Firma zu binden. Jeder war froh, wenn er nur Arbeit hatte. Die Löhne waren entsprechend. Ist man auf die Idee gekommen, daß man mehr verdienen sollte, so wurde einem bedeutet, daß die Firma außer dem Reallohn erhebliche Soziallasten für den Arbeitnehmer zahle. Als ich dann nach 13 Jahren, nicht etwa wegen Unstimmigkeiten, die Stelle aufgab, erhielt ich rechtsgemäß meine eigenen Zahlungen ohne Zins zurück. Der Rest meines «indirekten» Lohnes fiel jedoch rechtmäßig meinem Arbeitgeber zu. Frage: Wie lange habe ich für diesen in den 13 Jahren umsonst gearbeitet?

Von 1939 bis 1957, also 18 Jahre arbeitete ich in einer bedeutenden Fabrik der Lebensmittel-Branche. Auch hier zur vollen Zufriedenheit des Arbeitgebers. Wie im ersten Fall erhielt ich jedes Jahr eine Abrechnung über Lohn- und Soziallasten (Pensions- und Krankenkasse), welche die Firma für mich auszahlte. Auch hier wurden also die Versicherungsbeiträge indirekt zum Lohn gerechnet. Nachdem ich diese Stelle aufgegeben habe, erhielt ich außer meinen eigenen Beiträgen noch eine freiwillige Zuweisung von 3000 Franken. Nun, sagte ich mir, besser als nichts.

Trotzdem in beiden Fällen durchaus rechtmäßig gehandelt wurde, fühle ich mich dennoch um einen verdienten, gerechten Anspruch gebracht. Stellenwechsel erfolgen ja nicht nur

Die Zuflucht

sellschaftsschicht anerkannt. Meine Frau genoß das höhere Einkommen, ging aus, so oft es möglich war, und überließ die Kinder einer bezahlten Betreuerin. Meine Arbeit nahm mich mehr und mehr gefangen, immer häufiger und immer weiter führten Reisen mich fort. Öffentliche Ämter wurden mir angetragen; ich glaubte, sie nicht ausschlagen zu dürfen, und hatte ihnen manchen Abend zu opfern. Oft kam es mir vor, als wäre ich zu Hause nur noch Gast, und wie die Gäste eines Hotels, höfliche, unpersönliche Gespräche führend, lebten wir nebeneinander.

Dann kam wieder unverhofft eine Wende. Der kaufmännische Leiter des Werkes starb, der Tod riß den Rastlosen mitten aus der Arbeit heraus. Nach kurzer Zeit wurde sein Nachfolger ernannt: ich, Richard Marschall, der Bub eines Arbeiters und einer Putzfrau, wurde Direktor, von manchen beneidet, von den meisten als Vorgesetzter aber gerne hingenommen.

Mit der Beförderung wuchs die berufliche Beanspruchung noch mehr. Ich wurde zu Hause immer mehr zum Gast, der nur zum Essen und zum Schlafen erschien, dazwischen rasch die Zeitungen durchflog und am Morgen wieder verschwand. Ich spürte die Entfremdung und suchte nach einem Ausweg. Ich kaufte der Frau einen Wagen, mit dem sie jederzeit in die Hauptstadt entfliehen konnte, wenn es ihr im Hause zu einsam wurde.

Dann kam mir die Idee mit dem Haus in den Bergen. Davon hast du mir, deinem Buben, einmal erzählt; hast mir mit leuchtenden Augen geschildert, wie du später in die Berge ziehen würdest, um den Lebensabend fernab von Lärm und Rauch und ohne den unnützen Tand, den wir Komfort nennen, zu verbringen. Zuerst waren Frau und Kinder begeistert, aber als ich sie auf die abgelegene Wiese führte und vom geplanten einfachen Blockhaus erzählte, schalten sie mich aus, sprachen von Langeweile und primitiver Hütte und wollten nichts mehr von meinem Plane wissen. Ich habe das Haus trotzdem bauen lassen, hoffend, es würde ihnen gefallen, wenn es fertig erstellt vor ihnen stünde. Zwei-, dreimal kamen sie mit, nachher aber wehrten sie sich mit Ausflüchten aller Art, und seit manchem Jahre fahre ich allein hier hinauf, vergesse für einige Stunden Arbeit und Sorgen und fühle mich geborgen und froh. In der letzten Zeit überfällt mich aber auch hier immer häufiger das bedrückende Gefühl der Einsamkeit. Ich habe es weiter gebracht, als ich je erträumt hatte, erklomm mit achtunddreißig Jahren eine der höchsten Stufen im Unternehmen und bin heute ein geachteter und wohlhabender Mann, aber statt der Gefährte meiner Frau und der väterliche Freund und Vertraute meiner Kinder zu sein, bin ich für sie ein Fremdling geworden, den sie meiden.»

Mittlerweile war es dunkel geworden in der Stube. Richard Marschall saß zusammengesunken auf seinem Stuhl und starrte ins verglimmende Feuer. Lange noch verharnte er so, regungslos, versuchte die quälenden Gedanken zu ordnen und einen Ausweg zu finden, und zwischenhinein überfielen ihn Erinnerungen an die glücklichen Stunden in seiner Kindheit.

Spät erhob er sich, wollte, bevor er sich schlafen legte, alter Gewohnheit gemäß, noch einen Rundgang ums Haus machen, wiewohl das gar nicht nötig war, und trat ins Freie. Da überkam ihn, zum dritten Male am heuti-

gen Tag, ein Staunen. Tal und Gipfelkranz, soweit er blicken konnte, lagen vor ihm, überflutet vom milden Licht des Mondes, der, zu drei Vierteln voll, hoch am östlichen Himmel stand. Die Luft war bitterkalt, aber der Wind hatte sich gelegt. Er atmete tief, und die reine, kalte Luft tat ihm wohl. Das Bild der mondbeschienenen Landschaft ließ ihn nicht los, aber nur stehen und schauen mochte er nicht. Er holte seine Skier, schnallte die Felle an und beschloß, noch ein wenig bergan zu steigen und sich dem Spiel von fahlem Licht und schwarzen Schatten hinzugeben.

Langsam, mit gleichmäßigen Schritten, stieg er aufwärts. Nur das leise Knirschen des Schnees und das Geräusch der brechenden gefrorenen Schneesichten beim Einstoßen der Stöcke unterbrachen die Stille. Die Gegend war ihm vertraut, dennoch schien ihm im Mondlicht vieles verändert und oft gar unbekannt. Er stieg fast eine Stunde, bis zu den untersten Maiensässen hinauf, machte neben einem Stalle halt und nahm die Felle weg. Nach kurzer Atempause schnallte er die Bretter wieder an und begann die Abfahrt. Vorsichtig, fast zaghaft fuhr er anfänglich in weitausholenden Bogen langsam hinunter. Über den harten Schneesichten lag knöcheltiefer Pulverschnee.

Er genoß das Fahren im weichen, stiebenden Schnee, wurde kühner und getraute sich an steilere Hänge. Einmal täuschte er sich, fuhr in einen Graben, blieb stecken und stürzte vornüber in den Schnee, er ließ sich dadurch nicht entmutigen, setzte seine Fahrt frohgemut fort. Nur einige hundert Meter trennten ihn noch von der Hütte, und er setzte zur letzten Fahrt an.

Mit federnden Knien die kleinen Unebenheiten meisternd, flog er hinunter. Da gewahrte er plötzlich einen schwarzen Graben vor sich. «Der neue Weg», durchzuckte es ihn, und er wollte sich in den Schnee fallen lassen, doch es war zu spät. Hart schlug er auf dem festgetretenen, schmalen Pfad auf, ein stechender Schmerz durchfuhr seinen Körper, und dann umfing ihn die schwarze Nacht.

Richard Marschall lag bewußtlos auf dem neuen, im vergangenen Sommer gebauten Weg, der an dieser Stelle gut mannshoch mit fast lotrechten Böschungen ins Gelände eingeschnitten war. Ein einziges Mal noch erwachte er, für einen Augenblick nur, aus seiner Bewußtlosigkeit, wußte nicht, wo er war. Da sah er plötzlich die zwei erschrockenen Augen seines Buben auf sich gerichtet, der daheim am Tische saß und ihm eine Frage über seine Schulaufgaben gestellt hatte und er, sein Vater, hatte ihn mißmutig über die Zeitung hinweg mit einer unwirschen Antwort abgefertigt. Dann sank er wieder zurück in die Bewußtlosigkeit.

In der Morgendämmerung entdeckte ihn einer der Bauern, der noch Vieh in einem über dem Dorf liegenden Stall zu besorgen hatte. Verkrümmt, mit gebrochenem Rücken, das Gesicht schmerzverzerrt, lag Richard Marschall erfroren auf dem Weg. Der Mann eilte zurück ins Dorf und holte Hilfe. Wortlos betteten die Bauern den leblosen, starren Körper auf einen Schlitten. Sie deckten ihn zu und fuhren mit ihm, als eben die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne Millionen von Kristallen aufblitzen ließen, schweigend ins Dorf zurück.

Das meinen sie dazu

wegen Salärfragen oder Unzufriedenheit. Am zweiten Arbeitsplatz wurde mein Posten, wie ich voraus gesehen hatte, nach kurzer Zeit nicht mehr besetzt. Die Struktur-Änderung des Handels hatte meine Arbeit in dieser Firma unnötig gemacht.

Wenn ich geblieben wäre, hätte ich bestimmt eine andere Arbeit zugewiesen erhalten, die aber meinen Fähigkeiten nicht entsprochen hätte. Zehn Jahre arbeiten ohne Befriedigung, mit dem Gedanken, bloß geduldet zu sein, das schien mir die Hölle auf Erden. Ich bin froh, daß ich den Mut aufbrachte, auf die Pension zu verzichten und die Stelle im Alter von 55 Jahren noch einmal zu wechseln.

Pensionskassen ohne Freizügigkeit sind für viele wenig wert. W. Pf. in W.

Bei den Journalisten verwirklicht

Die volle Freizügigkeit der Altersvorsorge ist bei den Journalisten weitgehend verwirklicht. Gemäß dem Badener Abkommen bezahlt diesen der Arbeitgeber jährlich die Hälfte ihrer Beiträge an eine Lebensversicherung. Daraus ergibt sich allerdings eine relativ bescheidene Kapitalauszahlung nach Ablauf der Versicherung. Es steht aber den Journalisten frei, noch selber eine zusätzliche Lebens- oder Rentenversicherung abzuschließen.

Diese Beschränkung nach oben setzt wohl zugleich voraus, daß der Journalist noch nach dem 65. Altersjahr einer Beschäftigung in reduziertem Ausmaß gleich gut weiter obliegen kann. Wenn die Firmenbeiträge höher wären, wäre wohl die Hemmung der Arbeitgeber vor einer so liberalen Lösung größer. Dennoch könnte sie auch für andere Berufe das Ei des Kolumbus sein. Wer von der Firma die Beiträge an eine Altersvorsorge in Form einer Beteiligung an seiner persönlichen Lebensversicherung ausbezahlt erhält, ist wirklich völlig frei im Entschluß, ob er seine Stelle behalten oder wechseln will. Wenn den Arbeitnehmern an dieser Freiheit gelegen ist, könnten Sie auch ein gewisses Opfer auf sich nehmen bezüglich der quantitativen Höhe der Beihilfe. N. H. in H.